

# Auerthal-Zeitung.

Localblatt für Aue, Auerhammer, Zelle-Mösterlein, Nieder- u. Oberpfannenstiel, Lauter, Bodau, Bernsbach, Beyerfeld, Sachsenfeld und die umliegenden Ortschaften.

Ersteinst  
Mittwoch, Freitag u. Sonntag.  
Abonnementpreis  
incl. der 3 wöchentlichen Beilagen vierteljährlich  
mit Dringenslohn 1 M. 20 Pf.  
durch die Post 1 M. 25 Pf.

Mit 3 illustrierten Beiläutern:  
Deutsches Familienblatt, Gute Geister, Zeitspiegel.

Verantwortlicher Redakteur: Emil Hegemeister in Aue (Erzgebirge).  
Redaktion u. Expedition: Aue, Marktstraße.

Inserate  
die einpaltige Corporeelle 10 Pf.,  
die volle Seite 30, 1/2 S. 20, 1/4 S. 6 Mt.  
bei Wiederholungen hoher Rabatt.  
Alle Lokalanzeigen und Landbriefträger  
nehmen Bestellungen an.

No. 29.

Mittwoch, den 8. März 1893.

6. Jahrgang.

**Bestellungen**  
auf die  
**Auerthal-Zeitung**  
(No. 685 der Zeitungspreisklasse)  
für Monat März  
werden in der Expedition (Aue, Marktstraße), von den Aus-  
trägern des Blattes, sowie den Landbriefträgern jederzeit  
gern angenommen.  
**Expedition der „Auerthal-Zeitung,“**  
Emil Hegemeister.

## Als Mann der Zukunft

gilt den Franzosen ihr neuer Senatspräsident Jules Ferry. Er hat nichts von einem heimlichen, eleganten Franzosen an sich, er ist knorrig und derb, doch hat er Mut und Charakter. Auch eine lange Vorgeschichte hat er; deren erinnern sich die Franzosen und namentlich erscheint er ihnen als Held in den 1870er Wirren. Nach einem Feldzug aber schreit die „große Nation. Der Nationalheld soll Ferry jetzt sein.  
Am 31. Oktober 1870 hatte sich die Regierung der nationalen Verteidigung unter dem Vorsteher des Generals Trochu vollständig im Stadthaus zu einer Beratung versammelt, als eine wilde Volksmenge hereinströmte und die Anwesenden für gefangen erklärte. Der bewaffnete Pöbel hatte sich in Ru des riesigen Stadthauses bemächtigt. In allen Höfen, auf allen Gängen und Fluren Geschrei und Woffengeklirr, treppauf, treppab ein wildes Getöse und wahnwütiger Burschen, die nach der Kommune schrien und die Regierung zwingen wollten, ihre Entlassung zu geben, damit sie Paris nicht an die Preußen verriete. In auf-  
geregten Zeiten findet ja das tollste Märchen gläubige Ohren. Kopf an Kopf drängte sich die tobende Masse in dem Beratungsraum, und die gefangenen Regierungsmänner sahen in dieser schmerzlichen Enge hinter ihrem grünen Tische wie in einem Schraubstocke. Hallunken, die ein Gelächter nach jeder einer Privatfrage hüben wollten, wählten sich bis zum Tische vor, ballten die Fäuste, geisterter Drohworte und Beleidigungen. Einer machte sich an Jules Ferron heran: „Endlich habe ich dich und du sollst mir

nicht entkommen!“ Zerküsst erwiderte in derselben Tonart Ferry: „Gieb Acht, daß ich dich nicht kriege, heute mir, morgen dir!“ Die Verachtung aller Pöbelhosen verließ ihn auch in augenblicklicher Todesgefahr nicht. Diese wuchs von Minute zu Minute. Florens, der Sohn des berühmten Physiologen, hatte sich mit seinen Freischützern in das übervolle Gemach eingedrängt. Er sprang auf den Tisch, stellte mit den Sperrriegeln zwischen den Schreibtischen hin und her, daß die Tinte von allen Seiten aufspritzte und hielt eine Rede nach der andern, bis ihm zuletzt seine Stimme versagte. „Ma vieille, tu faiblis!“ rief ihm unversehens ein Kamerad mit näselnder Stimme zu, und einen Augenblick schien es, als ob der ganze Sturm in Heiterkeit sich auflösen wollte, denn die Gesangenen lachten trotz Rot und Gefahr über den drohenden Zwischenruf, und ihre Schergen lachten mit. Dann wieder Geschrei, Gekrülle vivo la Commune!  
Auf einmal waren Trochu und Ferry nicht mehr zu sehen, wie durch ein Wunder verschwunden. Aus die denkbar einfachste Art hatten sie sich aus der Gefangenschaft erlöst. Sie waren kurzweg aufgestanden und resoluten Schrittes fortgegangen. Niemand hatte gewagt, sie zurückzuhalten. Die Menge war einen Augenblick ganz verblüfft gewesen, und als sie wieder zu sich kam, war das Unglück geschehen. Denn ein Unglück war es für die Anführer. Trochu und Ferry beiziten sich natürlich sofort, die Zurückeroberung des Stadthauses, die Befreiung ihrer Gefangenen, Kollegen ins Werk zu setzen. Ein heiliges Unternehmen, das ebensoviel Klugheit als Entschlossenheit erforderte. Beides besaß der Zivilist in höherem Maße als der Soldat. Ferry ließ sich ohne Verzug von Trochu das Oberkommando der Nationalgarde übertragen. Mit unjählicher Mühe wurden dann so viele Bataillone zusammengetrieben, das eine Umzingelung des Stadthauses durchgeführt werden konnte. Jetzt waren die Aufständischen in der Schlinge, die Gefangenenmitglieder befanden sich noch in ihrer Nacht, der Regierungsmänner als Geiseln. Jules Favre, und sie benutzten dieselben als Geiseln. Jules Favre, der Mann des Wortes und der Feder, die sich vor der wachsenden Gefahr in schlichte, edle Heiden verwandelten. Nicht einer ließ sich dazu bewegen, sein Entlassungsgesuch zu unterzeichnen, unter dem Druck der Gewalt einen

Federstrich zu thun. Man hatte sie zuletzt in einen Keller eingekerkert; von Mißhandlung war zunächst keine Rede, man behandelte sie sogar höflich, aber ihren Wächtern war Befehl gegeben, beim ersten Befreiungsversuche, beim ersten Sturme auf das Stadthaus sie ohne weiteres niederzuschießen. Die Gewehrkäufe blieben beständig auf sie gerichtet, den Sekunde konnte ihnen den Tod bringen. Welcher Kriegsheld ertrüge diese Folter, ohne zu wanken! Diese Forderung und Wortes kamen nicht aus der Fassung. Der Eine erbat sich nur eine Zigarette, der Andere ein Glas Wasser, und Jules Favre schloß hin und wieder ein Viertelstündchen. . . . Endlich — es war 4 Uhr morgens — sprang plötzlich die große Fingeltür auf, und Jules Ferry stürzt herein, hinter ihm, in dichtem Haufen nachdrängend, Nationalgarde mit blinkenden Waffen. Ganz romantisch hatte er sie auf einem geheimen, nur ihm bekannten Gange ins Stadthaus geführt und die Aufständischen auf diese Weise aberrumpelt. In der Verwirrung wissen diese nicht, was beginnen; sie wollen zu den Gewehren greifen, aber schon steht Ferry auf dem grünen Tische, welcher Tags über der tollsten Rebelligkeit als Tribüne gedient hat, und hält auch seinerseits eine Rede, die kürzeste und Beste, meint Jules Simon, die er je gehalten: „Wißt, daß Ihr meine Gefangenen, daß Ihr auf Gnad' und Ungnad' in unseren Händen seid. Diesmal soll Euch noch verziehen sein, aber entfernt Euch unverzüglich und vergeht nicht, daß wir Euch ein andermal unbarbarisch züchtigen.“ So rettete Jules Ferry seinen unbarmherzig züchtigen. Er war fortgegangen, aber er war wieder gekommen. Ohne ihn, ohne sein zugleich befohlenes und entschlossenes Eingreifen wäre in jener Octobernacht Paris, ganz Frankreich von namenlosem Unheil heimgesucht worden. An diesem Tage hatte er bewiesen, ist es vielleicht ihm selbst zum ersten Male ganz klar geworden, daß er denn noch anderer Dinge fähig sei, als einer tönenden Rede oder eines gelungenen Wortspiels. Freilich stand er damals als ein Achtunddreißigjähriger in voller Mannes-  
jung für einen Senatspräsidenten. Davon derselbe, welcher er von jeher gewesen: ungeheuerlich, spröde, widerständig, nicht blendend und nicht glänzend, aber ein hartes Temperament, eine Kraft, ein Talent und ein Charakter. Mag

## Feuilleton.

### Aus stürmischen Tagen.

Roman von E. S. Siegfried.  
(Fortsetzung.)

Von Zeit zu Zeit nahm er einen Schluck Rothwein aus dem vor ihm stehenden Glase. Er schenkte seiner Umgebung nicht die mindeste Beachtung und schien nur von dem Wunsche beherrscht zu sein, das Haus recht schnell wieder verlassen zu können.  
Vater Gummlich zog sich, als er sah, daß man kein besonderes Gewicht auf seine Gesellschaft legte, in bescheidener Weise zurück und suchte Rothberg auf.  
„Haben Sie die Herrschaften gesehen, die eben bei mir eingekehrt sind?“ flüsterte er dem jungen Manne zu.  
„Gewiß; — was ist mit ihnen?“  
„Sie gehören sonst wohl nicht zu meinen ständigen Gästen,“ sagte Vater Gummlich lächelnd, ein Zufall hat Sie heute in mein Haus geführt. Dem Herrn Direktor passierte ein kleines Malheur, ein Rad seiner Equipage ist gebrochen und er muß nun hier warten, bis die Reparatur vorgenommen ist.“  
„So, so!“ sagte Rothberg gleichgiltig.  
„Haben Sie sich den Herrn schon einmal angesehen?“ fragte Gummlich mit schlauem Lächeln. „Wie gefällt er Ihnen?“  
Rothberg warf auf den Zeitungslieferer einen flüchtigen Blick, dann zuckte er mit den Achseln und sagte:

„Je nun, mit der Zeche wird er Ihnen wohl nicht durchbrennen; er sieht ja ganz zahlungsfähig aus.“  
Gummlich lachte in sich hinein.  
„Sie würden sich sicherlich für ihn interessieren, wenn Ihnen sein Name bekannt wäre,“ sagte er.  
Rothberg blickte den Wirth fragend an.  
„Der Herr ist der Director der Grubengesellschaft Concordia . . .“  
„Herr Brenneck?“ fragte Rothberg überrascht.  
„Jawohl, Herr Director Brenneck.“  
Der junge Mann blickte nun mit dem lebhaftesten Interesse hinüber. Das Antlitz des Directors verriet ihm nicht viel, man konnte nur daraus lesen, daß der Herr sich erheblich langweilte.  
„Und die junge Dame?“ fragte Rothberg den Wirth flüsternd.  
„Das ist die Tochter des Herrn Brenneck.“  
„Er sah das schöne Mädchen an, wandte aber schnell den Blick wieder ab, da er sich in dem Moment von ihr beobachtet sah.“  
„Nun, ist es nicht interessant,“ meinte Gummlich, daß Sie auf diese zufällige Weise die Bekanntschaft Ihres künftigen Brodherrn gemacht haben?“

II.  
Das Dorf Dönnungen bot durchaus keine landschaftlichen Reize dar. Kein Baum, kein Strauch belebte die trostlos langweilige Gegend.  
Die Dorfstraße mit ihren düstern Ziegelhäusern, den keinen anmutigen Eindruck. Nur in der Umgebung der nährsternen aus Backsteinen erbauten Kirche zeigte sich eine spärliche Vegetation, aber sie trug eher dazu bei, den düstern Einbruch der Landschaft zu erhöhen, als ihn freundlicher zu gestalten. Gras und Strauchwerk waren von

Kohlen- und Rußstäubchen wie mit einem Trauerflor überzogen.  
Ueber das Dorf zogen dicke, dunkle Rauchwolken; sie entzogen den vielen Schornsteinen des großen Eisenwerkes, das sich zwischen Dönnungen und den Grubenanlagen ausdehnte. Der Himmel war klar und heiter, und dennoch lagerte ein dunkler Schatten über der Landschaft. Durch die Hauptstraße des Dorfes schritt Rothberg, ein Bekannter aus dem „Schwarzen Eder“ von Red-  
einen derben Stock in der Hand. Mit mehr Aufmerksamkeit, als die Eigenart des Dorfes erforderte, blickte er sich um — just wie ein Mann, der sich mit dem Plage vertraut zu machen sucht, an dem er längere Zeit zu weilen gedenkt.  
Ein etwa achtzehnjähriges Mädchen schritt in kurzer Entfernung vor ihm her. Er beschleunigte seinen Gang und rief:  
„Geda, schönes Kind, können Sie mir nicht sagen . . .“  
Pöblich unterbrach er sich. Das Mädchen hatte bei Kopf gewandt und blickte ihn fragend an.  
„Entschuldigen Sie,“ sprach Rothberg mit einiger Befangenheit, „ich wollte den Bescheid von Ihnen erd-  
ten, wo der Grubendirector Brenneck wohnt. Wenn ich recht unterrichtet bin, kann ich nicht mehr sehr weit vom Hause entfernt sein.“  
„Nein, nicht sehr weit,“ entgegnete das Mädchen, „so werde ich Sie führen . . .“  
„Aber ich möchte Sie nicht belästigen . . .“  
„Sie belästigen mich nicht, mein Weg führt mich doch hin.“  
Er blickte das Mädchen verfliehen von der Seite; es hatte ein ungemein anziehendes, feines Gesicht, in u

[Nachdruck verboten.]